

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 47 (1943-1944)
Heft: 6

Artikel: Der Weihnachtskaktus
Autor: Bergmann, Hilde
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664382>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Weihnachtskaktus

Auf dem Tisch am Fenster stand ein Weihnachtskaktus in der überhängenden Fülle seiner Blüten. Von jedem Zweig hingen sie herab in ihrem zugleich leuchtenden und sanften Rot, eine Glocke aus der andern quellend, in seltsam schönem Spiel der Natur.

„Welch herrlicher Kaktus!“ sagte die Besucherin. „Nie habe ich einen Stock so übervoll von Blüten gesehen.“ — „Ja, der Weihnachtskaktus!“ entgegnete die Besitzerin. „Er blüht von Jahr zu Jahr reichlicher, gerade, als wollte er nachholen, was er einmal versäumt hat.“ Der Gast sah die Sprecherin fragend an. „Der Stock hat eine Geschichte; er war in ein Menschenleben verwickelt,“ setzte die alte Frau fort. „Aber es ist eine traurige Erinnerung.“ — „Erzähle!“ baten zwei Augen in einem jungen Gesicht, und die mütterliche Freundin konnte nicht widerstehen.

„Du weißt, daß ich meine Studienzeit in der alten Kaiserstadt an der Donau verlebte,“ begann sie. „Die Stätte, wo Haydn und Mozart, Schubert und Beethoven ihre unvergänglichen Werke geschaffen hatten, war damals das Mecca der musikalischen Jugend aller Länder. Für mich hatte die Stadt noch besondere Anziehungskraft durch einen Klavierpädagogen ersten Ranges, dessen Schülerin ich wurde. Zu den musikalischen Abenden in seiner Villa drängte sich die kunstliebende Gesellschaft. Dort lernte ich meine Freundin Christine kennen, Baronin Christine, Tochter und Enkelin bekannter österreichischer Parlamentarier. Sie war in der Atmosphäre und Tradition des alten Kaiserstaates aufgewachsen, aber die Nachkriegszeit hatte sie wie viele andere ihres Wurzelbodens beraubt und die Tragik dieser Entwurzelung hatte ihre Spuren hinterlassen. Ich hatte die Appassionata gespielt, und Christine kam auf mich zu, Weilchen in den Händen, eine schlanke, anmutige Erscheinung. Wir verstanden einander auf den ersten Blick und wurden bald Freundinnen. Trotz der großen Zurückhaltung Christines bekam ich nach und nach Einblick in die Bedrängnisse ihres Daseins. Das Land stand unter dem Eindruck des verlorenen Krieges und seiner Folgeerscheinungen. Der einzige Bru-

der war gefallen. Dem Vater hatte ein plötzlicher Tod die Schrecken des Zusammenbruches erspart. Und um das Maß voll zu machen, war die Mutter von einem Augenleiden befallen worden, das zu der Zeit, als ich ins Haus kam, schon zu völliger Blindheit geführt hatte. Sie war eine der stolzesten Erscheinungen ihrer Kreise gewesen, die alte Exzellenz, und sie trug anscheinend ungebrochen alles Schwere, das ihr auferlegt war. Mit den Resten einstiger Fülle hatte sie eine kleine Wohnung im obersten Stockwerk eines Ringstraßenhauses eingerichtet, gerade gegenüber dem Parlament, dem ihr Gatte die besten Kräfte seines Lebens gewidmet hatte. Und das war nun Christines Los: eine Heimat, die nicht mehr die alte Heimat war; ein Heim, das von Erinnerungen an schönere Zeiten zehrte; ein Leben, das nur den einen Zweck zu haben schien, der blinden Mutter Stütze und Stab zu sein. Das war Christine auch und war es mit hingebender Liebe. Aber sie war, wenn auch nicht ganz jung, so doch jung genug, um nach einem Leben zu verlangen, das noch anderes bot, als Entzagung und Selbstverleugnung. Unter der kühlen Oberfläche ihres Wesens verbarg sich ein leidenschaftlicher Hunger nach Glück. Mir gegenüber öffneten sich nach und nach die Tiefen ihrer überaus verleblichen Seele. Mir gegenüber sprach Christine sich aus. „Da siehst du mein Schicksal!“ sagte sie eines Tages und zeigte auf diesen Kaktus, der am Fenster stand. „Nie eine Blüte! Nie eine Erfüllung. Nicht einmal diese kleine Freude wird mir geschenkt. Blühend bekam ich den Stock in einer Zeit, wo mir die ganze Welt in Blüte zu stehen schien. Dann war alles aus. Und wie bemühe ich mich seit Jahr und Tag um dieses undankbare Gewächs, gebe ihm den schönsten Platz in der Sonne, pflege es, lasse es an nichts fehlen. Alles umsonst. Und wie dieser Blumenstock ist mein ganzes Dasein.“ Der bittere Ton dieser Worte schien in keinem Verhältnis zu der Geringfügigkeit des Gegenstandes zu stehen, aber ich verstand, daß dieses unscheinbare Gewächs Symbol für all das geworden war, was Christine ersehnte und nicht fand. Blühte der Weihnachtskaktus endlich einmal, dann war es

ein Zeichen, daß auch für sie Erlösung aus grauer Eintönigkeit und hoffnungsloser Farblosigkeit kommen würde, daß aus ihrem verkümmerten Dasein noch Blüten sprossen könnten. In fast abergläubischem Verlangen wartete sie auf dieses Zeichen, sehnte es herbei, machte Pläne und Entschlüsse davon abhängig. Aber immer kamen nur Blätter an den Blattenden hervor, und die ersehnte Blüte blieb aus.

Ich kam immer häufiger in das hochgelegene Heim. Was mich neben der Freundschaft für Christine dahinzog, war die Verehrung für deren Mutter, die ohne Klage Blindheit und Einschränkung ertrug, — war die Atmosphäre selbstverständlicher Vornehmheit und alter Kultur. Nirgends hatte ich feinfühliger Zuhörer für mein Spiel gefunden, nirgends wärmeren Dank. Die alte Exzellenz führte ich in die Tage der Jugend und des Glücks zurück, und Christine ließ sich nur zu gerne von den Wogen der Musik auf die Inseln ihrer Sehnsucht tragen. Und stand man dort oben am Fenster, dann sah man die Viergespanne des Parlaments sich vom Blau des Himmels abheben, sah den kantigen Turm der Minoritenkirche, den schlanken Finger des Stephansturms und fühlte sich umfangen vom ganzen Zauber dieser Stadt.

Christine freilich empfand anders. „Siehst du“, sagte sie einmal, als ich entzückt die Aussicht betrachtete. „Das ist das Schlimmste: fremd geworden sein in der eigenen Heimat. Denn ich bin fremd geworden. Alles um mich her ist verändert, alles, was ich liebte, versunken. Wohl stehen die Kulissen noch, aber der Sinn ist verloren gegangen. Gut, daß mein Bruder nicht mehr zurückkam, ihm wenigstens ist die Entwurzelung erspart geblieben. Gut, daß mein Vater diese Zeit nicht mehr erlebte. Und meiner Mutter hat ihre Blindheit wenigstens das eine gerettet: sie sieht nicht, wie hoffnungslos die alte Umgebung ist.“

Dennoch gab es einen Lichtblick in Christinen Leben, und gerade in der Zeit unserer Freundschaft begann er stärker und stärker durch das graue Gewölk zu dringen. Das war die Kunst. In dieser schüchternen und doch leidenschaftlichen Seele hatte eines Tages eine Stimme zu tönen begonnen, unter unüberstehlichem Zwange fügten sich Worte zu Worten, Verse zu Versen in

einem Wohllaut, der die Urheberin selbst überraschte. Sie zweifelte und zögerte, sie wagte lange nicht, an das Glück der Auserwählung zu glauben, aber unter dem immer neuen Aufbruch der schöpferischen Kraft mußte sie es sich eingestehen, daß sie Dichterin war. Sie nahm diese unerwartete Himmelsgabe mit scheuer Demut entgegen, immer ungewiß, ob es nicht doch Selbstdäufschung und Vermessenheit sei, sich zu den Berufenen zu zählen. Erst als eine Anzahl verständnisvoller Beurteiler sie übereinstimmend zu ihrem Talent beglückwünschte, wurde sie zuversichtlicher. Es war der Beweis herzlichster Freundschaft und wirklichen Vertrauens, als Christine mir den Zugang zu dem heimlich sprudelnden Quell eröffnete, und es waren die schönsten Stunden unseres Zusammenseins, wenn sie mir ihre Dichtungen vorlas, deren Bogen weit gespannt und deren geformte Kraft bedeutend war. Zu den Gedichten gesellten sich Prosaarbeiten und ein Märchenspiel von eigentümlich zarter und herber Schönheit und Symbolik. In Christinen Wesen ging nach und nach eine Wandlung vor sich. Sie blühte auf. Sie fühlte ‚Luft unter den Schwingen‘, fühlte sich gehoben und getragen wie nie zuvor. Das Leben hatte aufgehört, eng, drückend und freudlos zu sein. Mit der Zeit begann auch äußere Anerkennung sich einzustellen. In Zeitungen und Zeitschriften begegnete man immer öfter Christinen Namen, lobende Besprechungen erschienen, Beiträge wurden erbeten. Auf meine liebe scheue Schattenblume war nun doch ein Strahl voller, wärmender Sonne gefallen.

Eines bereitete mir indes Sorge, und das war eine übergroße Empfindlichkeit und Empfindsamkeit meiner Freundin. Eine einzige ablehnende Kritik konnte ihr für Wochen die Schaffensfreude und das Vertrauen zu sich selber rauben. Ich wußte aus eigener Erfahrung nur zu gut, daß es an Zusammenstößen mit einer unfreundlichen Wirklichkeit nicht fehlt, wenn die Kunst zu den Menschen geht. Christine war nicht imstande, es zu ertragen, wenn das, was in der Hochspannung einer begnadeten Stunde geboren worden war, sich einer kalten, lieblosen, vielleicht höhnischen Kritik unterwerfen sollte. Darin lagen Gefahren für ihr Gleichgewicht wie für ihre Arbeit. Es gibt Künstlernaturen, die verstummen, wenn ihr Werk

herabgezogen wird, und ich mußte fürchten, daß Christine zu diesen gehöre. Die Berührung mit der Welt, in der über Erfolg oder Mißerfolg entschieden wird, ist selten so, daß der Schmetterlingsstaub auf den Flügeln erhalten bleibt. Dazu kam, daß Christine völlig weltfremd war. Allem Erhabenen und Schönen kelchweit geöffnet, war sie von eisiger Ablehnung, wenn ihr Unvornehmheit oder Niedrigkeit in welcher Gestalt immer entgegentrat. Kompromisse zu machen, lag nicht in ihrer Natur. Wie sollte sie da den Weg in die Öffentlichkeit ertragen? Und anderseits: welche Kunst verlangt nicht nach Widerhall?

So nahm ich es keineswegs mit Freude auf, als Christine mir eines Tages mit strahlender Miene berichtete, ihr Märchenpiel sei von einer Bühne zur Aufführung angenommen worden. Ein bekannter Musiker sei, von dem poetischen Gehalt des Werks entzückt, an die Vertonung gegangen, in der nächsten Spielzeit solle die Erstaufführung stattfinden. Ich wurde noch bedenklicher, als ich vernahm, es sei eine Operettenbühne in der Vorstadt, die sich um das Stück beworben habe, ein Kunstinstitut zweiten Ranges, mit nichts weniger als erstklassigen Kräften. Was sollten Gedankenreichtum, Sprachschönheit, Märchensthmbolik vor einem Operettenpublikum? Ich wollte meine Bedenken äußern, aber Christines Gesicht war so von Freude durchleuchtet, die alte Exzellenz so stolz und beglückt, daß mir die Worte nicht über die Lippen drangen. Wenn das Stück Erfolg hat, muß Christine die Italienreise machen, nach der sie sich so lange sehnt! sagte die Blinde. Wenn das Stück Erfolg hat und doch noch etwas anderes aus mir wird, als eine alte Stiftsdame, entgegnete Christine scherzend und legte den Arm um die Schulter der Mutter, dann tun wir alles Menschenmögliche, um deine Augen zu heilen!

Mir war nicht wohl zumute. Ich schob es darauf, daß ich gekommen war, um mich zu verabschieden; ich mußte eine Konzertreise antreten, die mich in eine Reihe fremder Städte führen und für Monate von meinen Freunden fern halten sollte.

„Das muß gefeiert werden, deine Konzertreise und meine Aufführung,“ rief Christine in freudiger Erregung. „Weißt du was, wir fahren nach

Heiligenkreuz.“ Heiligenkreuz, das war eine der stillen Schwärmereien im Leben meiner Freundin. Sie liebte die alten Klöster, in denen Christentum, Barockkunst und Landschaft in so unvergleichlicher Harmonie eins geworden waren. Sie selbst war im Kloster erzogen worden, ihr Bruder war in einem berühmten Stifte aufgewachsen, sie konnte mir, der Ausländerin, nicht genug von der segensvollen Atmosphäre dort berichten. Was sie im besonderen nach Heiligenkreuz zog, war der alte, herrliche Kreuzgang; ihn sollte, nein, mußte ich vor meiner Abreise sehen.

An einem strahlenden Oktobermorgen fuhren wir nach Heiligenkreuz. Blauester Himmel spannte sich über dem Waldland, dessen Laubbestände in allen Farben des Herbstes flammten. Zu Füßen der Barocksäule des weiten Klosterhofes lagen Lindenblätter wie verstreutes Gold. Wir betraten den kühlen, dämmerigen Kreuzgang, sahen die Kirche, bewunderten die Kunstsäcke, kosteten von dem gelbklaaren Klosterwein. Dann führte Christine mich durch eine Kastanienallee eine Höhe hinan. In der Allee standen wundervolle steinerne Heiligengestalten, umraschelt vom fallenden Laub, umblitzt von Sonnenstrahlen. Von der Höhe aus hatte man alles vor sich: das weitläufige Stift, den zusammengeduckten Ort, die brennenden Wälder und die fernen blauen Höhen. Eine unsagbare milde, zärtliche Herbstsonne hüllte das Ganze ein.

„Siehst du, das ist es, was ich so sehr liebe!“ sagte Christine. „Barockklöster in Waldeinsamkeit, Musik in der Luft, unausgesprochene große Gedanken und tiefe Worte. Anderwärts mag die Landschaft großartiger sein, himmelstürmender, aber nirgends ist sie inniger als hier.“ Wir setzten uns unter eine der gelbbraunen Kastanien. Den Blick auf dieses geliebte Stück Erde gerichtet, begann Christine zu sprechen. Wie sie die Zukunft gestalten wollte. Wie sie dem stolzen, untadeligen alten Namen, den sie als letzte führte, in aller Bescheidenheit einen neuen Wert hinzufügen wollte. Wie sie in künftigen Werken dieses Land, dieses Vatererbe preisen, verherrlichen würde, wie es vielleicht noch nie gepriesen und verherrlicht worden war. Ihre sonst so gehaltene, stille Seele sprudelte über von Entwürfen und Plänen. Es war eine der seltenen Stunden, wo jedes Wort

eine Tür öffnet in die innerste Herzklammer eines Wesens. Langsam, leuchtend im Blau, rieselten die Blätter durch die warme Luft. Langsam wanderte die Sonne weiter. Von der Stiftskirche schlug es Stunde um Stunde. Im Stiftsgarten gingen die Zisterzienser in ihrem schwarzen Habit mit dem Brevier auf und ab. Wie eine Blüte, die ihren Kelch spät, aber um so voller, dem segnenden Lichte entgegenhält, war Christinens Inneres vor mir ausgebreitet, voll Zukunftsversprechen, Zukunftsgläubigkeit und in feliger Hingabe an diesen lodernenden, farbenprunkenden Herbsttag.

Dann mußte ich meine Reise antreten. Wir sahen einander noch einmal, Christine und ich, und sie berichtete, daß die Erstaufführung im Laufe des Monats Januar stattfinden solle. Ich versuchte, ihr einige Ratschläge in bezug auf den Verkehr mit der ihr so fremden Theaterwelt zu geben, ich teilte ihr einige meiner Bedenken mit und warnte sie vor zu großen Erwartungen. Ich sagte ihr, wie schwer es mir fiel, sie gerade in dieser für sie so bedeutungsvollen Zeit allein zu lassen. Ein Schatten ging über ihr Gesicht, wich aber wieder, und sie versicherte, alles sei in den besten Händen, die man sich wünschen könne; außerdem habe sie sich verpflichtet und könne gar nicht mehr zurück. Und dann, sagte sie und führte mich zum Blumenfenster, du weißt es ja noch gar nicht! Der Weihnachtskaktus hat Knospen angezettet! Sie hob den Stock mit dem glückstrahlenden Gesichte eines Kindes unter dem Weihnachtsbaum auf und zeigte ihn mir. Man mußte genau zusehen, um das kleine Wunder zu entdecken, aber in der Tat, an den Blattenden, an denen soviele Jahre hindurch immer nur Blätter hervorgesproßt waren, erschienen winzige, rosige Verheißungen künftiger Blüte. Das langerwartete, herbeigesehnte Glückszeichen hatte sich eingestellt.

Mit Christinens Versprechen, mich rechtzeitig von dem Tage der Aufführung zu verständigen, schied ich. Ich bekam auch in der ersten Zeit Nachrichten und zu Weihnachten einen Gruß mit der Nachschrift: Mein Kaktus steht in voller Blüte. Dann nichts mehr. Es wunderte mich, denn Christine war die Pünktlichkeit und Ordnungsliebe selbst und von peinlicher Genauigkeit allen Ver-

pflichtungen gegenüber. Aber mein Wanderleben von Ort zu Ort brachte es mit sich, daß Briefe mich spät oder gar nicht erreichten, und ich war so vorsichtig gewesen, mir die Zeit im Jänner freizuhalten, die für die Aufführung in Betracht kam.

Das erste, was mir bei meiner Rückkehr in die Augen fiel, war die fettgedruckte Überschrift in einer Zeitung: „Mysteriöses Verschwinden einer Aristokratin.“ Darunter Christinens voller Name. Ich stürzte in die Wohnung. Ein Zettel zeigte an, daß niemand vorgelassen werde. Aber als die Türe sich öffnete, um ein paar Herren, anscheinend von der Polizei, herauszulassen, erkannte mich die alte Dienerin der beiden Damen und schob mich ins Vorzimmer. Aus dem Zimmer der Exzellenz kam schrilles Telephonklingeln. „Nein,“ hörte ich sie sagen. „Noch immer nicht. Aber ich erwarte sie jeden Augenblick.“ Die treue Seele, die Christine vom Tag ihrer Geburt an gekannt hatte, sah mich aus rotgeweinten Augen traurig an und schüttelte den Kopf. Aber die Exzellenz stand wenige Augenblicke später anscheinend ruhig, hochaufgerichtet vor mir und sagte: „Christine wird wiederkommen. Sie muß wiederkommen. Sie muß nur zuerst den Schock überwinden, es ist zuviel auf das arme Kind eingestürmt.“

Erst nach und nach erfuhr ich die Einzelheiten der Tragödie. Die unerfahrene Autorin war das Opfer einer rücksichtslosen Ausbeutung geworden. Unter dem Titel eines Beitrages zu den Kosten der Ausstattung und mit der Vertröstung auf die zu erwartenden großen Einnahmen einer Serien-aufführung hatte man von ihr Summen erpreßt, die die bescheidenen Mittel der beiden Damen weit überstiegen. Alter Familienschmuck mußte verpfändet, anderes verkauft werden, immer neue Ansprüche tauchten auf. Um tiefsten ernüchtert, angeekelt, aber zu weltfremd und zu stolz, um sich zu wehren oder einem erfahrenen Ratgeber anzuvertrauen, bis Christine die Zähne zusammen und kämpfte weiter, nicht um den Erfolg, der ihr immer wieder in lockenden Farben vorgespielt wurde, sondern weil sie eine Verpflichtung eingegangen war und diese Verpflichtung einhalten wollte. Sie mußte aushalten bis zum bitteren Ende. Bei der Generalprobe fand sie sich einer Bearbeitung gegenüber, die nichts mehr mit der ursprünglichen Dichtung zu tun hatte. Symbolist,

Gedanken, gepflegte Sprache waren verschwunden, an ihre Stelle waren Süßlichkeit und falsche Sentimentalität getreten. Unter diesem läglischen Machwerk sollte als Alushängeschild ihr Name stehen, der alte, stolze, untadelige Name. Sie erhob Einspruch und erntete kalten Hohn. Sie sah mit Entsetzen, daß man sie belogen und betrogen hatte. Die Kostüme waren dürftig, die Dekorationen unzulänglich, die Darsteller unter dem Durchschnitt. Die Aufführung selbst führte zu einem richtigen Theaterskandal: das Publikum lachte, johlte, zischte und pfiff. Nach einer zweiten Aufführung wurde das Stück zugunsten einer erprobten Operette vom Spielplan abgesetzt. Am folgenden Tage war Christine verschwunden. Sie hatte blaß und übernächtig von einem Spaziergang gesprochen, den sie in den Prater machen wollte, sie war auch noch in einem der Kaffeehäuser gesehen worden, in dem man sie von ihren früheren Ausritten mit Vater und Bruder herkannte, — von da an fehlte jede Spur.

Tag und Nacht sitzt die Exzellenz beim Schreibtisch der armen Baronin und wartet! flüsterte mir beim Weggehen die alte Dienerin zu. „Sie ist nicht, sie schläft nicht, sie wartet.“ Aber Tag um Tag verging, und Christine kam nicht wieder. Die Polizei verdoppelte ihre Anstrengungen, vergeblich. Die Zeitungen füllten Spalten mit phantastischen und indiscreten Vermutungen. Es fehlte nicht an Neugierigen, die unter dem Vorwande, Nachricht von der Verschwundenen geben zu können, in die Wohnung der beiden Damen einzudringen versuchten, an Reportern, die die Blinde mit Fragen belästigten, an telephonischen Mystifikationen. Es gab Leute, die Christine in Paris oder Venedig gesehen haben wollten, andere behaupteten, sie habe sich in ein Kloster zurückgezogen, um über ihr verunglücktes Hervortreten Gras wachsen zu lassen. Eine ganze Woge von Hohn, Schadenfreude, Sensationslust und Taktlosigkeit spülte über meine arme Freundin und über den Namen, dem sie neuen Glanz hatte geben wollen. Und in der hochgelegenen Wohnung saß eine unglückliche, gebrochene Mutter. „Es ist ihr ein Ungluck zugestossen, es kann nicht anders sein,“ sagte die alte Exzellenz zu mir, als jede Hoffnung, die Vermisste lebend wieder-

zusehen, erloschen war. Nie hätte sie ihre Mutter freiwillig verlassen. Oh, daß wir Menschen so unvermögend sind, in solcher Lage Trost zu geben. Ich konnte nichts, als weinen helfen. Vor meinen Augen stand der goldene, lichtstrahlende Herbsttag, an dem mir Christine in glücklicher Aufgeschlossenheit ihr tiefstes Wesen enthüllt hatte, an dem ihre Seele so voll gewesen war von Zukunftsverheißungen und Schaffenslust. Drei Wochen nach der verunglückten Aufführung, — eine Ewigkeit an verzweifeltem Warten und enttäuschtgem Hoffen für die arme Blinde, — spülte die Donau tief unten in Ungarn eine Leiche ans Land, in der man Christine erkannte. In aller Stille haben wir sie begraben.

Als ich zum letzten Male in der kleinen Wohnung oben stand, — mein Beruf sollte mich diesmal über das Meer führen, und ich wußte nicht, ob ich jemals wieder in die geliebte Stadt kommen würde, — fand ich die blinde Exzellenz ruhiger als in den Tagen nicht endender Spannung. „Mein armes Kind hat den Frieden gefunden,“ sagte sie, und ich folgte bald nach. Was sollte ich alte Frau auch noch auf dieser Welt! Erschüttert beugte ich mich über die welken Hände. Einen Augenblick lang schluchzte die Blinde fassungslos in meinen Armen, dann riß ich mich los. Beim Weggehen kam die alte Dienerin mir nach. „Das schick die Exzellenz zum Andenken an unsere Baronin,“ sagte die treue Seele, die selbst die Tränen nicht zurückhalten konnte. „Den Weihnachtskultus. Heuer hat er zum erstenmal geblüht. Und unsere Baronin hat sich noch so darüber gefreut!“

„So kam der Stock in meine Hände,“ setzte die Erzählerin nach einer Pause fort. „Von Jahr zu Jahr wird er größer, von Jahr zu Jahr bedeckt er sich mehr mit Blüten, als immerwährende Erinnerung an die reiche, schöne, hochgestimmte Seele, die ich kennen lernen und lieben durfte. Sie ertrug es nicht, das, was ihr das Höchste war, von unheiligen Händen entstellt zu sehen. Sie ertrug es nicht, den alten, stolzen Namen ihrer Väter in den Staub gezogen zu sehen. Verlehrbar, wie sie war, zerbrach sie an der Berühring mit der Häßlichkeit und Gemeinheit der Welt.“

Hilde Bergmann